Originalveröffentlichung in: Pfadenhauer, Michaela/Scheibelhofer, Elisabeth (Hrsg.): Interpretative Sozial- und Organisationsforschung. Methodologie und Methoden, Ansätze und Anwendung in Wien. – Weinheim: Beltz, 2020. S. 152-165.

Klaus Neumann-Braun, Michael Barth und Axel Schmidt

Methodenreflexion in der Medienforschung

Zur anhaltenden Relevanz einer strukturanalytisch orientierten Rezeptionsforschung in digitaler Gegenwart und Zukunft

Einleitung

In der Diskussion um Methodologie und Methoden finden unterschiedliche wissenschaftliche Arbeitsbereiche und Forschungsaktivitäten stets einen gemeinsamen Nenner. Ulrike Froschauer hat sich lange Jahre ausführlich und intensiv mit den Fragestellungen der Organisationssoziologie beschäftigt. Die vorliegenden Buchveröffentlichungen wie beispielsweise „Organisationen in Bewegung. Beiträge zur interpretativen Organisationsanalyse“ (2012) oder „Organisationen im Wechselspiel von Dynamik und Stabilität“ (2015) geben einen guten Zugang zu ihrem wissenschaftlichen Wirken.

Das Arbeitsfeld unserer Forschungsgruppe ist ein anderes, nämlich das der Medienwissenschaft, speziell der Medienrezeptionsforschung. In den 1980er Jahren haben wir hierzu das integrationswissenschaftliche Modell der „Strukturanalytischen Rezeptionsforschung“ entwickelt und dieses über die Jahre hinweg an unterschiedlichen Forschungsorten in zahlreichen Einzelstudien weiter ausgearbeitet.[1] Verbunden hat uns, die Wiener Organisationssoziologin Ulrike Froschauer und die Baseler Mediensoziolog_innen, das anhaltende Interesse an method(-olog-)ischen Fragen.

1 Das Konzept der Strukturanalytischen Rezeptionsforschung wurde in folgenden grundlagenorientierten Forschungskontexten weiterentwickelt: DFG-Schwerpunktprogramm „Publizistische Medienwirkungen“ (1983–1988); DFG-Sonderforschungsbereich 321 „Mündlichkeit – Schriftlichkeit“ (1988–1996); DFG Sonderforschungsbereich 541 „Identitäten – Alteritäten“ (1997–2003); DFG-Schwerpunktprogramm 1043 „Lesesozialisation in der Mediengesellschaft“ (1998–2006); SNF-Pro*Doc-Ausbildungsmodul (AM) „Intermediale Ästhetik. Spiel – Ritual – Performanz“ (2006–2009) sowie Forschungsmodul (FM) „Intermediale Inszenierungen“ (2007–2011); SNF-Nationaler Forschungsschwerpunkt (NCCR) „Eikones – Bildkritik“ (2009–2013).

Publikationsserver des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache
URN: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh39-115557

Unsere mediensoziologische Arbeitsgruppe war in zahlreiche Forschungsprojekte involviert, in denen thematisches und methodisches Neuland betreten werden musste. Dies führte zu Entwicklungen einzelner innovativer Methodeninstrumente, die später in den Methodenkanon der Interpretativen Sozialforschung Eingang fanden. Parallel zu dieser Suche nach bereichsspezifischen Lösungen forschungspraktischer Probleme verfolgte Ulrike Froschauer den Weg, systematisch Ordnung in die sich weiter differenzierende interpretative Forschungsmethodik zu bringen. Sie veröffentlichte wichtige Werke zu einzelnen Methoden („Qualitatives Interview", Froschauer/Lueger 2008; „Artefaktanalyse", Lueger/Froschauer 2018) sowie zum umfassenden Forschungsprozess der Interpretativen Sozialforschung (Froschauer/Lueger 2009).

Das erwähnte Modell der Strukturanalytischen Rezeptionsforschung wurde vor nunmehr 40 Jahren gemeinsam mit Michael Charlton und unserer gleichnamigen Freiburger Forschungsgruppe entwickelt. In einer jüngst erschienenen Publikation „Medien als Alltag" (Autenrieth et al. 2018) hat Heinz Bonfadelli (2018) einen konzisen Artikel über „Die theoretische Perspektive der Strukturanalytischen Rezeptionsforschung" verfasst. In diesem Text werden Entstehungszusammenhänge angesprochen, das Modell selbst detailliert erklärt sowie dessen Reichweite und Grenzen diskutiert. Bonfadellis Ausführungen sind überaus facettenreich und informiert und hatten zur Folge, dass wir drei Autoren[2] angeregt wurden, wieder zusammenzukommen, um diese Ausführungen um zwei Punkte zu ergänzen: Wir möchten im Folgenden erstens in einem Rückblick eine grundlegende Facette des Entstehungskontextes dieses Rezeptionsmodells nachtragen und zweitens mit einem Blick nach vorne eine wichtige Frage zur Zukunft des Modells beantworten. Nachgetragen wird die große Bedeutung der seinerzeitigen Methoden- und Methodologie-Debatten, der Zukunftsblick gilt der Beantwortung der Frage, „inwieweit *Theorieanpassungen* angesichts der strukturellen Veränderungen der digitalen Medienwelt – Stichwort ‚Social Media' – vorzunehmen wären" (ebd., S. 41, Hervorhebung im Original).

2 Michael Barth hat von 1994 bis 1996 als Forschungsassistent an der Goethe-Universität Frankfurt/Main mit Klaus Neumann-Braun zusammengearbeitet, Axel Schmidt in den Jahren 1998 bis 2012 ebenfalls als Forschungsassistent an den Universitäten Frankfurt/Main, Koblenz-Landau und zuletzt Basel.

1. Methodenkritik am Experiment- und Variablen-Modell, oder: Das Gestern ist noch heute aktuell

Unser Rückblick auf die 1980er Jahre und die seinerzeitige Konzipierung des Modells der Strukturanalytischen Rezeptionsforschung soll vor allem die Bedeutung der konfliktgeladenen Methodendebatten für die damalige einschneidende Umorientierung der geläufigen von der experimentellen Medienpsychologie dominierten Medienwirkungs- hin zur kultur- und sozialwissenschaftlich orientierten Medienrezeptionsforschung darstellen. Dass eine solche Klärung bis heute noch notwendig ist, lässt sich an der 2015 erschienenen Einführung in die „Medienrezeptionsforschung" – so der Titel des von Bilandzic, Schramm und Matthes verfassten Buches – zeigen. Sie segelt ohne viel Federlesens unter falscher Flagge: Wie die Autor_innen selbst schreiben, orientieren sie sich primär nicht an den kultur- und sozialwissenschaftlich verfassten qualitativen „Reception Studies" bzw. „Cultural Studies", sondern an der „eher amerikanisch geprägten quantitativen Rezeptionsforschung […], [die] am ehesten mit Media Processes oder Information Processing umschrieben und oft nur in Konjunktion mit der Wirkungsforschung behandelt [wird] …" (S. 23 f.). Eine hinreichende methodologische Reflexion der beiden divergierenden Forschungsrichtungen mit ihren unterschiedlichen Menschen- und Gesellschaftsbildern erfolgt bis heute nicht. Worum ging es im seinerzeitigen Methodenstreit?

In den 1970/80er Jahren standen Erziehung und Sozialisation ganz oben auf der Liste von gesellschaftlich und wissenschaftlich relevanten Themen. In Folge der 1968er Kulturrevolte glaubte man an die politische Bedeutung einer angemessen modernisierten Erziehung und Sozialisation heranwachsender Gesellschaftsmitglieder, also der Kinder und Jugendlichen. Bereits damals machte das Stichwort der Partizipation die Runde und in Amerika wurde der Glaube an die kompensatorische Erziehung stark gemacht. Ein ‚gutes' Bildungsfernsehen („Sesamstraße") sollte helfen, die benachteiligten Kinder in die Gesellschaft zu integrieren. Einen großen Raum nahmen bewahrpädagogische Diskussionen ein (Aufenanger 2018), in denen auch immer wieder die Gefahren der in den (Kinder-)Medien gezeigten Gewalt beschworen wurden. Die große Anzahl vor allem medienpsychologisch-experimenteller Studien zur Gewaltpräsentation im Fernsehen und deren Wirkung auf Kinder konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass damals nur sehr wenig gesichertes Wissen über die Wirkungen der Medien auf Kinder und Jugendliche vorhanden war. In diesem Relevanzkontext nahmen die Rezeptionsstudien im Bereich des Kinder- und Jugendfernsehens der damals in Freiburg i. Br. situierten Forschungsgruppe Strukturanalytische Rezeptionsforschung ihren Anfang.

1978 wurde dann der Paradigmenwechsel in der deutschsprachigen Medienwirkungsforschung aufgegleist. Der Norddeutsche Rundfunk NDR/Redak-

tion „Kleinkinderprogramm/Familienprogramm“ schrieb eine Begleitforschung/Wirkungsstudie zur deutsch(-sprachig-)en „Sesamstraße“ aus, und es kam zu einer harten Konfrontation zwischen der experimentellen Medienpsychologie und einer sozialwissenschaftlich orientierten Medienforschung. Letztere konnte sich durchsetzen und die gewünschte ‚Wirkungs‘-Studie durchführen. Sie wurde 1982 in der Autorenschaft von Michael Charlton und Klaus Neumann(-Braun) unter dem Titel: „Fernsehen und die verborgenen Wünsche des Kindes. Inhaltsanalyse einer Kinderserie und Untersuchung des Rezeptionsprozesses“ veröffentlicht; damit war auch der Begriff der Rezeption in die AV-Medienforschung eingeführt.

Eine zweite Konfliktlinie verlief gegenüber der quantitativ verfahrenden Sozialisationsforschung, in der Wirkungsanalysen mit dem sogenannten Mehrebenenansatz durchgeführt wurden. In seinem bis heute lesenswerten Artikel kritisiert Andreas von Prondczynsky (1982) die Mehrebenenanalyse in der Sache scharf und bemängelt das Vorgehen einer additiven (additiver Vermittlungstypus verschiedener ebenenbezogener Theorien) bzw. einer reduzierenden Theoriebildung (eine Theorie lässt sich nicht ohne Weiteres in eine andere ‚umdefinieren‘).

> „Das Ausgangsproblem – wie sozialwissenschaftliche Theoriebildungsprozesse methodologisch zu verfahren haben, um reale Prozesse theoretisch-integriert zu erfassen – kann durch das Konzept der Paradigmen-Verknüpfung und Mehrebenenanalyse nicht angemessen bearbeitet werden.“ (ebd., S. 293)

Hilfestellung gegenüber den Positionen der quantitativen Sozialisationsforschung, der experimentellen Medienpsychologie sowie folgend der Kognitionspsychologie bot Mitte der 1970er Jahre der von Ulrich Oevermann und seiner Frankfurter Forschungsgruppe (1976) veröffentlichte bahnbrechende Aufsatz mit dem Titel „Die Methodologie einer ‚Objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften“. In diesem Text wird die Weiterentwicklung der klassischen Hermeneutik zu einer rekonstruktiv verfahrenden Hermeneutik dargestellt, die auf intersubjektiver Interpretationsgrundlage gesellschaftliche Strukturen und Regelsysteme nachbildet. Aus der subjektiven Kunstlehre wurde eine „objektive“, später umbenannte „strukturale Hermeneutik“, die auf ein erfahrungswissenschaftliches Interpretationshandwerk setzt.

Michael Charlton (1987) griff diesen Vorschlag auf und argumentierte in der einflussreichen „Zeitschrift für Sozialpsychologie“ für ein Fruchtbarmachen von sozialwissenschaftlichem Handlungsbegriff und rekonstruktiver Einzelfallrekonstruktion für die (sozial-)psychologische Forschung. Er grenzte sich gegenüber dem Behaviorismus und der Kognitionspsychologie ab, ging auf die Reason-Causes-Debatte ein und legte vor dem Hintergrund vor allem der Ar-

beiten von Lenk (1978) und Schwemmer (1987) einen „Verfahrensvorschlag zur empirischen Überprüfung allgemeiner Strukturtheorien“ vor (Charlton 1987, S. 14) – damals innovativ und kontrovers diskutiert, im Kern jedoch von der Scientific Community leider nicht weiter zur Kenntnis genommen. Der Artikel war unseres Erachtens, wie es dann heißt, seiner Zeit voraus. Damit war jedoch die Entscheidung getroffen, den Weg der Interpretativen Sozialforschung weiter zu beschreiten und auf die Methoden der Fallrekonstruktion, Typologie sowie Strukturexplikation und -überprüfung zu setzen.

Wie lässt sich in gebotener Kürze die damals entwickelte methodologische Abgrenzung gegenüber den Viae regi der Mainstream-Methoden zusammenfassen? Die methodenkritische Auseinandersetzung mit den experimentellen und multivariaten Ansätzen basiert auf der von Lenk (1978) vorgenommenen Unterscheidung von Verhalten und Handeln. Verhalten benennt körperliche Bewegung, während Handlungen Zuschreibungen oder Deutungen sind, die von Akteuren situativ gemeinsam hergestellt werden. In diesem Vorgang wird einem Akteur zugleich unterstellt, dass er immer eine Wahl zwischen verschiedenen Handlungsalternativen gehabt habe – also grundsätzlich nie alternativlos etwas tut (Lenk 1978). Für eine Analyse dieser von Akteuren situativ und gemeinsam hergestellten sprachlichen Sinnzusammenhänge (Bühler 1982) braucht auch der_die Beobachter_in einen interpretativen Zugang. Die hieraus resultierenden forschungslogischen Konsequenzen fordern eine kognitivistische Sichtweise mit ihrem kausalen Erklärungsansatz in vielfacher Hinsicht heraus (siehe Charlton 1987).

Wenn Handlungen im Sinne Lenks als Interpretationskonstrukte verstanden werden, kommt der im Kognitivismus postulierten linear-rekursiven Abfolge von Situation – Kognition (Intentionalität) – Verhalten die objektsprachliche Statuszuschreibung abhanden. Aus diesem Grund wird diese konzeptuelle Trias in der Interpretativen Sozialforschung nicht länger als Tatsache angesehen, sondern ihr lediglich der Status von Begründungs- und Rechtfertigungsstrategien auf Akteurs- wie Beobachterebene zugeschrieben (Edwards/Potter 1992). Damit steht ein wesentliches Gütekriterium empirischer Sozialforschung – die ökologische Validität bzw. die Lebensnähe (Kurt Lewin) von sozialwissenschaftlichen Aussagen – im Fokus. Die Beachtung dieses für eine qualitative wie quantitative Forschung gleichermaßen relevanten Kriteriums machte deutlich, dass die damals vorherrschende Wirkungsforschung mit ihren zahlreichen singulären Befunden aus experimentellen Studien oder multivariaten Korrelationsanalysen kaum zu ökologisch gültigen und somit praktisch relevanten Befunden geführt hatte. Ein Grund hierfür war, dass die ökologische Validität als multireferentielles Konzept nicht mittels singulärer Kriterienkorrellationen oder in einer einzelnen Generalisierbarkeitsstudie, sondern erst durch die Bewertung von unterschiedlichen Untersuchungsergebnissen operationalisiert werden kann, wobei stets die spezifischen Kontextbedingungen der Datengene-

rierung und -erhebung sowie die gewählten methodischen Kontrollstrategien bedacht werden müssen (Fahrenberg 2017).

Aus Sicht einer Interpretativen Sozialforschung wurden gerade die Kontextbedingungen der Datengenerierung in experimentellen Untersuchungen oder Nutzerbefragungen nicht hinreichend analysiert. In diesen Untersuchungen wurden oft lange Itemlisten mit weitgehend inhaltlich homogenen Items benutzt, um eine möglichst hohe Messgenauigkeit (Reliabilität) zu erreichen. Dieses Vorgehen wirkte sich allerdings auf die Kriteriumsvalidität nachteilig aus, für die es inhaltlich heterogene Items braucht, und die nicht größer werden kann als die Reliabilität eines Messinstruments (sog. Reliabilitäts-Validitätsdilemma). Folge hiervon war, dass entweder das untersuchte Phänomen sehr eng definiert wurde oder die Kriteriumsvalidität mit Werten um die 30% häufig gering ausfiel. Um diese Korrelationen zu verbessern, schlug Wittmann (1988) unter Bezug auf Brunswik (1952) ein Linsenmodell vor, in dem er zeigte, dass dieser Anspruch nur gelingen kann, wenn eine Symmetrie zwischen Prädiktoren und Kriterien erreicht werden kann. Dies gelingt aber nicht mit mehr oder weniger ad hoc generierten Itemlisten, die dann mittels statistischer Verfahren (beispielsweise der Faktorenanalyse) homogenisiert werden. Stattdessen sind zunächst auf der Basis von theoriebasierten Vorstudien die zu messenden Konstrukte zu definieren und zu operationalisieren. Deren Reliabilität ist dann im Rahmen von Wiederholungsmessungen zu bestimmen. Dieses Vorgehen bezieht auch die Kriteriumsmessung mit ein. Insbesondere sind deren Kontextabhängigkeit sowie Stabilität und Veränderbarkeit im zeitlichen Verlauf relevante Aspekte (Wittmann/Süß 1999). Betrachtet man die mit diesem Ansatz von Süß und Kretschmann (2018) zusammengefassten Studien zum komplexen Problemlösen, zeigt sich, dass mit diesem methodisch aufwendigen Vorgehen individuelle Fähigkeiten und Strategien genauer beschrieben werden können, der Anteil an erklärter Kriteriumsvarianz jedoch kaum höher ausfällt.

Ein weiterer Kritikpunkt an dieser viele kognitionspsychologisch relevante Merkmale berücksichtigenden und mit computersimulierten Mikrowelten arbeitenden Forschung ist, dass sie die Bedeutung von sozialen Austauschprozessen, die mehr als 80% der täglichen Arbeitszeit von Akteuren im beruflichen Alltag ausmachen, beim Lösen von praxis- und entscheidungsrelevanten Aufgaben nicht berücksichtigt (Süß/Kretschmann 2018). So führt auch eine methodisch aufwendige Umsetzung des kausal-nomologischen Erklärungsansatzes, wenn er auf seine ökologische Validität hin beurteilt wird, auf die bereits von Karl Bühler aufgezeigte Notwendigkeit zurück, die Funktionalität und Bedeutung des von den Akteuren mit ihrem Handeln generierten sprachlich-symbolischen Zwischenmedium (Bühler 1982) zu rekonstruieren und zu dechiffrieren.

Die sich aus der Interpretativen Sozialforschung ergebende Herausforderung der neobehavioristischen und kognitivistischen Forschung wurde von

dieser wenig aufgenommen und stattdessen geradezu gebetsmühlenartig mit der Forderung nach der Reliabilität und Validität ‚abzuwehren' versucht. Dabei gerieten u. a. zwei Dinge aus dem Blick: 1. Wie zahlreiche quantitative Studien zeigen, ist weder die prinzipielle Berechenbarkeit noch die quantitative Größe eines Reliabilitätskoeffizienten ein relevantes Merkmal für die Lebensnähe von Forschungsergebnissen. 2. Die Fragen nach der methodisch angemessenen Analyse und Rekonstruktion der kontextbezogenen empirischen Forschung führen aus unserer Sicht auch zum Erkennen von Schnittstellen von undogmatischen und an der Sache orientierten Kombinationen von qualitativen und quantitativen Forschungsansätzen.

Vor diesem methodologisch-methodischen Reflexionshintergrund entwickelte sich in interdisziplinärer und integrationswissenschaftlicher Perspektive das gegenstandsangemessene Konzept der strukturanalytischen Rezeptionsforschung. Ausgangspunkt war als Forschungs- und Handlungskontext die Alltagswelt der Menschen. Interdisziplinärer Hintergrund waren (Sozial-)Psychologie und Soziologie sowie Medien- und Kommunikationswissenschaft. Die theoretische Basis stellten dar: soziale Handlungs-, Interaktions- und Identitätstheorien (Medienhandeln als kontextgebundener regelgeleiteter Handlungsprozess) und Konstruktivismus sowie Kontextualismus (siehe Sutter/Charlton 2001). Zentrale Bedeutung erhielt der in der Persönlichkeitspsychologie von Hans Thomae (1996) verankerte Thema-Begriff. Weiterhin steht die Medienrezeption in funktionalen Bezügen: Der Mediengebrauch ist immer relevant für Identitätsaufbau/-erhalt und Lebensbewältigung (Mead 1973). In diesem Konzept lässt sich Medienrezeption als Kulturpraktik verstehen, was eine Anbindung an die Forschungen der Cultural Studies ermöglicht (Schmidt 2011).

2. Das Morgen im Heute, oder: Das klassische Rezeptionsmodell gerät unter Druck

Abschließend ist zu fragen, ob und wenn ja wie weit sich das klassische Rezeptionsmodell bereits unter den Bedingungen der fortschreitenden Digitalisierung der Kommunikation verändert hat. Entgrenzt sich unser Gegenstand? Gerät das klassische Rezeptionsmodell in Erosion? Und wie kann die Medienrezeptionsforschung theoretisch und methodisch auf diese Wandlungsprozesse reagieren?

Der Siegeszug der digitalen Medien hat eine historisch nie dagewesene Konvergenz von medienvermittelter, interpersonaler Kommunikation und

sogenannter Massenkommunikation[3] zur Folge. Zugang zum Internet, allen voran Social Media, bedeutet, Inhalte jedweder Art für ein potenzielles Massenpublikum zugänglich machen zu können. Kurz: öffentliche Kommunikation wurde für alle möglich (zumindest in westlichen Kulturkreisen). Haas/Brosius (2011) bezeichnen diese durch das WWW neu entstandene Kommunikationsform als „interpersonal-öffentliche" Kommunikation, kurz: ipöK. Eine solche Konvergenz hat Konsequenzen für beide Seiten:

Professionelle Massenkommunikation gerät unter den Druck digitaler Alternativen. Die Debatte um Fake-News etwa ist einerseits ein Zeichen zunehmender Verwässerung im Bereich öffentlicher Kommunikation. Mit Recht kann gefragt werden, ob jede im Internet verbreitete Information eine ‚Nachricht' ist (wie der Begriff ‚Fake-News' nahelegt). Denn: Gelogen und Gerüchte verbreitet haben Menschen schon immer, nur wurden sie dabei bislang nicht als ‚Nachrichtenproduzenten' begriffen. Das ändert sich, wenn Kommunikation jederzeit öffentlich gemacht werden kann. Statt Produzenten, die ihre im Rahmen berufsethischer Standards professionell gestalteten Inhalte Rezipienten/Usern anbieten, agieren heute auch ‚Prosumer', die sich ihre Inhalte aus verschiedensten Gründen und zu verschiedensten Zwecken wechselseitig zur Verfügung stellen. Oft ist der Übergang von privaten Kommentaren zu journalistischen Inhalten kaum erkennbar. Anderseits ist die Debatte um Fake-News gleichermaßen und gewissermaßen gegenläufig ein Symptom für die nach wie vor vorhandene Orientierung an journalistischen Standards, allen voran jenen der Wahrheitstreue und Objektivität, als einer der zentralen Grundfeste demokratischer Gesellschaften. Die Fake-News-Debatte ist damit zugleich Symptom für die Besorgtheit angesichts einer De-Professionalisierung journalistischer Praxis.

Interpersonale Kommunikation dagegen gerät umgekehrt unter den Druck der Logik öffentlicher Kommunikation. Zum einen bekommen Privatpersonen die negativen (z. B. Shitstorm) bzw. positiven (‚etwas geht viral'; siehe hierzu Vonderau 2016 zu den Anfängen von YouTube) Kontingenzen öffentlicher Kommunikation zu spüren und lernen, nach und nach mit diesen umzugehen. Das führt andererseits zu einer Veränderung interpersonaler Kommunikation und damit verbundener Prozesse des „Impression Managements" (Goffman 1971). Wie Stegbauer (2018) überzeugend argumentiert, führt eine sehr weitgehende ‚Kreuzung sozialer Kreise' (Georg Simmel) zu einer nivellierten Selbst-

3 Der Begriff Massenkommunikation impliziert, dass ‚Massen' nicht faktisch, sondern potenziell erreicht werden. Der Begriff Massen bezieht sich so auf einen technisch-distributionellen und nicht auf einen Nutzungs- oder Gebrauchsaspekt. Als Voraussetzung für die primäre Funktion der Massenmedien, Massengesellschaften mit einem Selbstbild zu versorgen (Luhmann 1996), gilt deren unilaterale Kommunikationsweise.

darstellung, da sich nun plötzlich Normen vormals unterschiedlicher sozialer Kreise überlagern. Nicht die Verbundenheit aller mit allen, sondern gerade die Trennung sozialer Kreise, erlaubt die Aufrechterhaltung unterschiedlicher sozialer Identitätsfacetten. Denn: Unser Verhalten – so Meyrowitz (1990a) – ist immer an der Frage ausgerichtet: Who can hear me, who can see me?

Das zunehmende Verschmelzen von klassischer Massenkommunikation und medienvermittelter, interpersonaler Kommunikation zu dem, was oben ipöK genannt wurde, führt zu spezifischen Formen der Entgrenzung im Bereich der Medienkommunikation:

Auf technisch-distributioneller Ebene bedeutet der Siegeszug des Universalmediums ‚Computer/Internet' eine (schleichende) Überformung aller vorgängigen Medien durch die Verbreitungsprinzipien des Internet. Massenmediale Inhalte – vormals einseitig, unilateral, begrenzt in ihrer Produktion, eingebettet in einen zeitlich fremdbestimmten flow, orts- und gerätegebunden – werden interaktiv, multilateral, produzierbar von jedermann, verfügbar ‚on demand', an verschiedenen Orten und auf unterschiedlichen Endgeräten. Neben Veränderung für Produkte und Rezeption (s. u.) bedeutet das auch eine tiefgreifende Veränderung der klassischen, ‚alten' oder ‚analogen' Medien, wie des ‚klassischen Fernsehens', dessen Ende in regelmäßigen Zyklen verkündet wird.

Auf Gattungsebene bedeutet eine solche Entwicklung zum einen eine zunehmende Hybridisierung angebotener Formate: Was seinen Anfang mit ‚Alltagsmenschen' in den Medien nahm, von den Quiz-Shows der 1950er bis zu den Reality-TV-Formaten der 1990er, die bisweilen als Vorläufer der Beteiligungsmöglichkeiten des Internet gelten (Andrejevic 2004), hat sich heute invertiert: Nicht Medienproduzent_innen binden Alltagsmenschen in ihre medialen Darstellungen ein, sondern letztere produzieren ihre eigenen Medieninhalte. Dabei verschärfen die entstandenen Internetformate einen bereits in den analogen Medien zu beobachteten Trend, nämlich eine zunehmende Vermischung von Fakt und Fiktion (vgl. für viele Klaus/Lünenborg 2002 sowie Klug 2016). Geschehen, das zu Dokumentationszwecken arrangiert wird, oder sogenannte „made for TV factuals" (Hill 2007, S. 49), transformieren zu berichtende Realität unter der Hand zu Aufführungen des Realen' (so bereits Boorstin 1987; Corner 2002: „Performing the real"; siehe auch Schmidt 2011). Hinzu kommt im Falle der Internetformate eine Mehrebenenstruktur von Autorenschaft, was es erschwert, Inhalte Kommunikatoren zuzuordnen. Am Beispiel von YouTube-Videos zeigt Dynel (2014) das produktionsseitige Multilayering, das viele Clips auszeichnet, und Möglichkeiten des wissenschaftlichen Umgangs damit. Zum anderen stellt sich die viel entscheidendere Frage, inwiefern man es überhaupt noch mit Medieninhalten oder -produkten und – damit zusammenhängend – mit Medienrezeption zu tun hat. Beispiel Facebook: Als Nutzer_in habe ich die Möglichkeit die Posts anderer FB-Nutzer_innen zu verfolgen und –

wenn das der Fall ist – deren Bezugnahme aufeinander. Es entsteht so eine kommunikative Interaktion zwischen aktiven Nutzer_innen, die ich als – in diesem Moment passive_r – Nutzer_in beobachten kann. Lässt sich das beobachtete Geschehen als Medienprodukt und meine Aktivität als Medienrezeption begreifen? Übertragen auf ko-präsente Interaktionen wäre das sicherlich nicht der Fall: Das Beobachten eines belebten Marktplatzes, obwohl dem der Facebook-Kommunikation durchaus ähnlich, gälte wohl kaum als Medienrezeption geschweige denn als Medienprodukt. Einzig die mediale Vermittlung, der Einsatz von Medientechnik zur Überbrückung von Zeit und Raum, macht im Fall von Facebook die Teilnahme zur Medienrezeption. Was aber fehlt ist ein Kommunikator, ein „korporierter Regisseur" (Reichertz 1992), und damit die für das Fernsehen etwa immer wieder hervorgehobene „doppelte Inszenierung" (Seel 1998) der Handelnden selbst (etwa in einer Talkshow) und der Fernsehmacher_innen, die ein Geschehen präsentieren (etwa durch Themenwahl, Casting, Bildregie etc.). Letzteres ist im Fall von Facebook (und anderen Social Media-Angeboten) nur sehr schwach ausgeprägt (vgl. für Facebook etwa Eisenlauer 2014). Fehlt ein Kommunikator, bleibt die Frage, ob entsprechende Inhalte als Medienprodukte und deren Wahrnehmung als Medienrezeption (noch) angemessen bezeichnet sind.

Die Effekte dieser Entwicklungen auf Rezeptionsebene sind vielfältig und im Rahmen dieses Beitrags kaum angemessen darstellbar. Dennoch lassen sich Trends skizzieren: Die allgegenwärtige Verfügbarkeit von Medien und Medieninhalten im Verein mit einer enormen quantitativen Zunahme zwingt zu erhöhter Selektivität und führt zu Mehrfachnutzungen. Selektivität heißt zunächst, aus einem immer größer werdenden Angebot im Verhältnis immer weniger auswählen zu können. Die Vorstellung, ‚die Medien' und ihre Inhalte (alleine) im Blick haben zu können, ist illusionär geworden, auch für die Wissenschaft. Es heißt weiter, ausgewählte Inhalte nur noch kursorisch zu rezipieren (‚Haltung des Scannens', ‚durch-scrollen' etc.) oder auf entsprechende Überblicksdarstellungen zurückzugreifen (‚Shorts anschauen', Hitlisten etc.). Und Selektivität kann auch bedeuten, sich mehr und mehr in ideologischen Nischen zu bewegen, ohne das als solches wahrzunehmen (sogenannter Echokammer-Effekt). Mehrfachnutzungen ermöglichen die Rezeption mehrerer Medieninhalte gleichzeitig, etwa wenn Fernsehrezeption parallel zur Smartphone-Nutzung erfolgt (sogenanntes Double Screen). Schließlich führt diese drastische Zunahme an Angeboten im Verein mit einer damit zusammenhängenden fragmentierten Rezeption zu einer radikalisierten Ökonomie der Aufmerksamkeit, die neue Strategien der Aufmerksamkeitsherstellung hervorbringt. Kehrseitig verändern sich Rezeptionshaltungen: Statt Authentizität wird Inszenierung erwartet, so beschreibt es Thomas Eberle etwa für die Fotografie (2018, S. 144 ff.).

Die hiermit skizzierten Entgrenzungen der Medienkommunikation haben nun weitreichende Implikationen für die Art, wie Rezeption modelliert und erforscht wird:

Zunächst geraten Genres und Gattungen, herkömmlicherweise als Orientierung (Keppler 2018) und ‚Vertrag' zwischen Produzenten verstanden (Schmidt 1994), aus den Fugen. Einerseits, weil die Genres selbst zu verschwimmen beginnen, sich vor allem die Grenzen zwischen Fakt und Fiktion immer mehr auflösen. Öffentliche Personen des Reality-TV zum Beispiel inszenieren ihr Leben so umfassend, dass das Alltagsleben in der Inszenierung aufgeht und umgekehrt. Andererseits, weil Medienproduktion und Alltagskommunikation mehr und mehr verschwimmen, wodurch die kommunikative Rahmung unklar wird, etwa ob ich es mit einem für die Öffentlichkeit produzierten Nachrichtenbeitrag einer Medieninstitution und damit mit einem Kommunikator zu tun habe, der bestimmten (auch gesetzlichen) Regeln unterworfen ist, oder aber ob eine Privatperson ihre Meinung kundtut. Medienrezeptionsforschung hat daher (wieder stärker) nach den grundsätzlichen Rahmensetzungen der Rezipierenden zu fragen, gerade auch über die Genreebene hinaus. Das betrifft erstens die Frage ‚wer kommuniziert hier eigentlich', und zweitens die viel grundsätzlichere Frage, ob man es überhaupt mit einem Medienprodukt zu tun hat. Letzteres bringt die Medienrezeptionsforschung an ihre Grenzen.

Des Weiteren zwingen veränderte Rezeptionsgewohnheiten und -haltungen selbst zu einer Re-Modellierung zugrundeliegender Vorstellung von Rezeption. Wenn YouTube-Clips nicht nur nach durchschnittlich 20 Sekunden weggeklickt werden, sondern ihre Auswahl häufig auf der Grundlage algorithmisch verfahrender nutzerspezifischer Vorschlagslisten erfolgt, dann liegt es auf der Hand, dass Selektions- und Fokussierungsaktivitäten rezeptionsseitig nicht mit den gleichen Modellen erfasst werden können wie in Zeiten distinkter Einzelmedien, in denen diesen ungeteilte Aufmerksamkeit zuteilwurde. Viel bedeutsamer ist es daher, nach einer sekundären Ebene der Aufmerksamkeitslenkung zu fragen, die weniger eine Auseinandersetzung mit dargebotenen Inhalten fokussiert als vielmehr der Frage nachgeht, welche Sinnstrukturen ein Wegklicken bzw. umgekehrt welche ein ‚Dranbleiben' bedingen. Zudem müsste die Medientechnik selbst, allen voran Suchmaschinen und Algorithmen, Bots, nutzerspezifische Webseitengestaltung etc. ebenso als ‚handelnder' Faktor mit in die Modellierung von Rezeption aufgenommen werden wie die zunehmende Reflexion eben dieser Tatsache bei den Mediennutzern selbst.

Schließlich erhält damit die Analyse der Produktbeschaffenheit einen ganz anderen Stellenwert. Medienprodukte im herkömmlichen Sinn – Zeitungen, Fernsehsendungen, Filme – zerfallen. Zum einen gestalten sich die Darbietung und das Produkt selbst je nach Nutzer_in unterschiedlich, da sich Webseiten und Social Media Angebote wie YouTube nutzerspezifisch anpassen. Des Weiteren verläuft die Rezeption selbst fragmentarisch und hypertextuell. Auf diese

Weise entstehen individuelle Rezeptionswege, die kaum noch auf ein einheitliches Produkt zurückgeführt werden können. Und schließlich geht mediale, produktgebundene Kommunikation mehr und mehr über in interpersonale Kommunikation, deren Produkthaftigkeit zumindest zweifelhaft ist.

Dennoch oder gerade deswegen: Das strukturanalytische Rezeptionsmodell, dessen Stärke ja gerade darin besteht, den Rezeptionsprozess möglichst umfassend zu modellieren, bleibt gerade in Zeiten medialen Umbruchs besonders relevant. Angesichts der oben skizzierten Ausgangslage erscheint es daher sinnvoll und geboten, das Modell um entsprechende Bausteine zu erweitern.

Literatur

Andrejevic, Mark (2004): Reality TV: the work of being watched. Lanham: Rowman Littlefield

Aufenanger, Stefan (2018): Media Panics. Zur Rhetorik bewahrpädagogischer Positionen in den Medien. In: Autenrieth, Ulla/Klug, Daniel/Deppermann, Arnulf/Schmidt, Axel (Hrsg.) (2018): Medien als Alltag. Köln: Herbert v. Halem Verlag, S. 462–482

Autenrieth, Ulla/Klug, Daniel/Deppermann, Arnulf/Schmidt, Axel (Hrsg.) (2018): Medien als Alltag. Köln: Herbert v. Halem Verlag

Bilandzic, Helena/Schramm, Holger/Matthes, Jörg (2015): Medienrezeptionsforschung. Konstanz: UTB

Bonfadelli, Heinz (2018): Die theoretische Perspektive der Strukturanalytischen Rezeptionsforschung. In: Autenrieth, Ulla/Klug, Daniel/Deppermann, Arnulf/Schmidt, Axel (Hrsg.) (2018): Medien als Alltag. Köln: Herbert v. Halem Verlag, S. 28–48

Boorstin, Daniel (1987): Das Image. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Bühler, Karl (1982): Sprachtheorie. Stuttgart: Fischer

Brunswik, Egon (1952): The conceptual framework of psychology. International Encyclopedia of Unified Science. Band 1, Nummer 10. Chicago: University of Chicago Press.

Charlton, Michael (1987): Möglichkeiten eines sozialwissenschaftlichen Handlungsbegriffs für die psychologische Forschung. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie, H. 18, S. 2–18

Charlton, Michael/Neumann(-Braun), Klaus (1982): Fernsehen und die verborgenen Wünsche des Kindes. Weinheim und Basel: Beltz

Corner, John (2002): „Performing the Real". In: Television and New Media 3, H. 3, S. 255–270

Dynel, Marta (2014): Participation framework underlying YouTube interaction. In: Journal of Pragmatics, H. 73, S. 37–52

Eberle, Thomas (2018): Die gesellschaftlichen Gebrauchsweisen der Fotografie. In: Autenrieth, Ulla/Klug, Daniel/Deppermann, Arnulf/Schmidt, Axel (Hrsg.) (2018): Medien als Alltag. Köln: Herbert v. Halem Verlag, S. 121–150

Edwards, Derek/Potter, Jonathan (1992): Discursive Psychology. London: Sag

Eisenlauer, Volker (2014): Facebook as a third author – (semi-)automated participation framework in Social Network Sites. In: Journal of Pragmatics, H. 72, S. 73–85.

Fahrenberg, Jochen (2017): Ökologische Validität. In: Wirtz, Marcus Antonius (Hrsg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie. Bern: Huber, S. 1202

Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2008): Das qualitative Interview: zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Stuttgart: UTB

Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2009): Interpretative Sozialforschung: Der Prozess. Wien: Facultas/WUV-UTB

Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2012): Organisationen in Bewegung. Beiträge zur interpretativen Organisationsanalyse. Wien: Facultas/WUV

Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2015): Organisationen im Wechselspiel von Dynamik und Stabilität. Wien: Facultas/WUV

Goffman, Erving (1971): Interaktionsrituale. Frankfurt/Main: Suhrkamp

Haas, Alexander/Brosius, Hans-Bernd (2011): Interpersonal-öffentliche Kommunikation in Diskussionsforen. Strukturelle Äquivalenz zur Alltagskommunikation? In: Wolling, Jens/Will, Andreas/Schumann, Christina (Hrsg.): Medieninnovationen. Wie Medienentwicklungen die Kommunikation in der Gesellschaft verändern (Schriftenreihe der DGPuK). Konstanz: UVK, S. 103–119

Hill, Annette (2007): Restyling factual TV. Audiences and news, documentary and reality genres. London: Routledge

Keppler, Angela (2018): Potentielle und faktische Medienrezeption – zwei Seiten einer Medaille. In: Autenrieth, Ulla/Klug, Daniel/Deppermann, Arnulf/Schmidt, Axel (Hrsg.) (2018): Medien als Alltag. Köln: Herbert v. Halem Verlag, S. 227–245

Klaus, Elisabeth/Lünenborg, Margret (2002): Fakten, die unterhalten – Fiktionen, die Wirklichkeit schaffen. In: Baum, Achim/Schmidt, Siegfried (Hrsg.): Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten. Konstanz: UVK, S. 152–164

Klug, Daniel (Hrsg.) (2016): Scripted Reality. Fernsehrealität zwischen Fakt und Fiktion. Baden-Baden: Nomos

Lenk, Hans (1978): Handlung als Interpretationskonstrukt. In: Lenk, Hans (Hrsg.): Handlungstheorien – interdisziplinär. Band 2.1. München: Fink, S. 271–350

Lueger, Manfred/Froschauer, Ulrike (2018): Artefaktanalyse. Grundlagen und Verfahren. Wiesbaden: VS Verlag

Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. Opladen: Westdeutscher Verlag

Mead, George H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp

Meyrowitz, Joshua (1990): Using Contextual Analysis to Bridge the Study of Mediated and Unmediated Behavior. In: Ruben, Brent/Lievrouw, Leah (Hrsg.): Mediation, Information and Communication. Band 3: Information and Behavior. New Brunswick: Transaction Press, S. 67–94

Oevermann, Ulrich/Tilman, Allert/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen (1976): Die Methodologie einer ‚Objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 352–434

Prondczynsky, Andreas von (1982): Die mehrebenenanalytische Paradigmen-Verknüpfung: zur Kritik eines Verfahrens additiver Theoriebildung in den Sozial- und Erziehungswissenschaften. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, H. 2, S. 285–297

Reichertz, Jo (1992): Der Morgen danach. Hermeneutische Auslegung einer Werbefotographie in zwölf Einstellungen. In: Hartmann, Hans/Haubl, Rolf (Hrsg.): Bilderflut und Sprachmagie. Fallstudien zur Kultur der Werbung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 141–163

Seel, Martin (1998): Medien der Realität und Realität der Medien. In: Krämer, Sybille (Hrsg.): Medien – Computer – Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 244–268

Schmidt, Axel (2011): Medien | Interaktion. Baden-Baden: Nomos
Schmidt, Siegfried J. (1994): Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Frankfurt/Main: Suhrkamp
Schwemmer, Oswald (1987): Handlung und Struktur: Zur Wissenschaftstheorie der Kulturwissenschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp
Stegbauer, Christian (2018): Soziale Gesetze: Die Verringerung der Diversität in der Echokammer. In: Autenrieth, Ulla/Klug, Daniel/Deppermann, Arnulf/Schmidt, Axel (Hrsg.) (2018): Medien als Alltag. Köln: Herbert v. Halem Verlag, S. 419–433
Sutter, Tilmann/Charlton, Michael (Hrsg.) (2001): Massenkommunikation, Interaktion und soziales Handeln. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
Süß, Heinz-Martin/Kretschmann, Andre (2018): Impact of cognitive abilities and prior knowledge on complex problem-solving performance – Empirical results and a plea for ecological valid microworlds. In: Frontiers in Psychology 9, Art. 626
Thomae, Hans (1996): Das Individuum und seine Welt. Göttingen: Hogrefe
Vonderau, Patrick (2016): The video bubble: Multichannel networks and the transformation of YouTube. In: Convergence. The International Journal of Research into New Media Technologies 22, H. 4, S. 361–375
Wittmann, Werner W. (1988): Multivariate reliability theory. Principles of symmetry and successful validation strategies. In: Cattell, Raymond/Nesselrode, John (Hrsg.): Handbook of Multivariate Experimental Psychology. New York, NY: Plenum, S. 505–560
Wittmann, Werner W./Süß, Heinz-Martin (1999): Investigating the paths between working memory, intelligence, knowledge, and complex problem-solving performances via Brunswik symmetry. In: Ackerman, Phillip/Kyllonen, Patrick/Roberts, Richard (Hrsg.): Learning and Individual Differences: Process, Trait and Content Determinants. Washington: APA, S. 77–104